



Architektonisch ein Kompromiß zwischen islamischem und europäischem Stil: die 1960 errichtete Hauptsynagoge.

(Computer-Bild: Grellert/Borowicz)

Im Computer entstehen Synagogen Stein für Stein neu

Mit Rechnerhilfe werden zerstörte Gotteshäuser sichtbar gemacht / Grundrißpläne und Fotos als Grundlage

Von Frauke Haß

Architektur-Studenten der Technischen Hochschule (TH) Darmstadt haben die drei in der Pogromnacht 1938 zerstörten Frankfurter Synagogen wieder sichtbar gemacht. Die Hauptsynagoge in der ehemaligen Judengasse sowie die Bethäuser an der Friedberger Anlage und am Börneplatz können mit vielen architektonischen Details vom 19. Juni an im Museum Judengasse aus jeder beliebigen Perspektive betrachtet werden — dreidimensional am Computer.

Faszinierend, wie in maurischen Formen das Innere der Hauptsynagoge sichtbar wird. Der Betrachter fühlt sich

an die Moschee von Córdoba erinnert: rot-weiße Bogendurchgänge säumen das Hauptschiff des Sakralbaus, verziert sind die Wände mit fein ausgearbeitetem islamischem Dekor. Im Computer blättert man die Ansichten der Synagogen wie in einem Katalog auf. Noch lebendiger wird der Zugang sein, wenn ein aus den Computer-Bildern erstellter Film vorliegt.

Die Leistung der Studenten ist auch für den Laien unverkennbar: Was vorher wegen fehlender Beschreibungen der Vorstellungskraft verschlossen war, ist jetzt auf der Basis weniger Fotos, der Grundrißpläne und nach Gesetzen der Baulogik Bauteil für Bauteil dreidimensional im Rechner rekonstruiert. Allein der Ver-

gleich der innen üppig dekorierten Hauptsynagoge mit der eher nüchtern gehaltenen Synagoge am Börneplatz zeigt dem Betrachter im Computer-Album die Bandbreite jüdischer Baukunst.

Das Erscheinungsbild im Computer könne wegen der spärlichen Unterlagen jedoch nur eine Annäherung sein, sagt der Initiator des Projekts, Marc Grellert. So hätten über die Farbgebung überhaupt keine Unterlagen zur Verfügung gestanden. Dennoch ist es den Studenten gelungen, die architektonische Schönheit der Sakralbauten in über 100 digitalen Einzelbildern zu dokumentieren.

Seine Motivation sei ein Verantwortungsgefühl gegenüber der deutschen Geschichte gewesen, sagt Grellert, der die

Visualisierung zusammen mit seinen Kommilitonen Daniela Borowicz, Joachim Merk, Patricia Sauerwein, Peter Gallenz, Nadine Paraton, Alexandra Michels und Ralf Cisarz im CAD-Seminar (Computer Aided Design) des Bensheimer Architekten und Professors, Manfred Koob, realisiert hat. Dabei habe er nicht nur Interesse für die jüdische Kultur und Lebensweise wecken, sondern auch „mahnen und erinnern“ wollen.

„Ich halte es für einen ganz wichtigen Akt, der mich sehr berührt hat: Daß hier die Enkel das, was die Großväter zerstört haben, wieder aufbauen, auch wenn es nur in der Computerwelt ist“, sagt Salo

Fortsetzung auf Seite 16

Fortsetzung von Seite 15 und weitere Berichte zum Thema Synagoge

mon Korn, Architekt und Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde: „Ich bin sehr dankbar dafür.“ Die Visualisierung der Synagogen bedeute für viele Mitglieder der Jüdischen Gemeinde, von denen viele aus dem Osten stammen, ein Stückchen Identitätsfindung: „Die im Computer wieder sichtbar gewordenen Synagogen machen für sie die Frankfurter jüdische Geschichte, die ja nicht ihre ist, sinnlich erfahrbar.“ Der Blick müsse jedoch distanziert-kritisch bleiben: „Denn der Bruch durch das Nazi-Regime war ja da, und der soll auch im Bewußtsein bleiben.“

Die Computer-Bilder machten deutlich, wie stark die Juden vor dem Krieg über ihre Architektur auch mit Deutschland verbunden waren: Daß sie ihre Synagogen architektonisch „fast zur Kirche gemacht haben, läßt den Integrationswillen der Frankfurter Juden deutlich erkennen. Das ist ja ein fast unterwürfiges Sich-Identifizieren mit dem Volk, mit dem man lebt. Das wurde von den Deutschen überhaupt nicht honoriert.“

Die 1860 errichtete Hauptsynagoge der liberalen Juden sei architektonisch ein Kompromiß. „Sie ist innen eher islamisch gestaltet und außen eine Mischung zwischen europäischem und islamischem Stil. Das zeigt die zwiespältige Situation der Juden zwischen morgenländischer Herkunft und abendländischer Existenz.“ Ein rein orientalisches Erscheinungsbild

der Synagoge hätte eine optische Ausgrenzung aus dem deutschen Vaterland nahegelegt, eine Synagoge rein im europäischen Stil hätte „Gesichtslosigkeit“ bedeutet.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts sind die Frankfurter Juden laut Salomon Korn dazu übergegangen, die Sakralbauten „Tempel“ zu nennen. „Das ist deshalb interessant, weil es bedeutet, daß Deutschland als Ende einer langen Reise durch die Diaspora empfunden wurde. Deutschland war für sie das neue Gelobte Land, nicht mehr Palästina.“

Mit ihrer im Renaissance-Stil gestalteten Synagoge am Börneplatz (1882) habe die Hauptgemeinde versucht, sich architektonisch sowohl von den Liberalen als auch von den kaisertreuen Neo-Orthodoxen abzugrenzen.

Zur Börneplatz-Synagoge sagt Korn: „Das ist im Grunde keine sakrale Architektur, sondern ein Repräsentativ-Stil für öffentliche Gebäude, Banken und Villen, zur Demonstration staatlicher Macht.“

Die Synagoge der Neo-Orthodoxen an der Friedberger Anlage, am Platz des heutigen Bunkers, ist in Korn's Augen „stilistisch merkwürdig“. „Die starken Jugendstil-Elemente außen wirken einerseits sehr kirchlich, aber der Giebel und die gedrungenen Türme sind wiederum untypisch für eine Kirche.“ Innen habe die Israelitische Religionsgesellschaft versucht, sich mit „neuer Ornamentik“ von Kirchen-

bauten abzusetzen. Die von den Rothschilds finanziell stark unterstützte Religionsgesellschaft, laut Korn betont regierungstreu, habe eine visuelle Einbindung in die Frankfurter Architektur versucht. „Sie wollten auf keinen Fall ein orientalisches Gotteshaus, sondern deutlich deutsch sein.“

Die größte Leistung der Computerbilder sei, daß sie das Raumerlebnis der drei zerstörten Synagogen wiedergeben, urteilt Korn. „Der Farbeindruck, der ja grandios gewesen sein muß“, sei wegen fehlender Unterlagen zwangsläufig „fast geraten“.

Hochschullehrer Koob hofft nun für seine Studenten auf Sponsoren: „Um das Projekt zur Reife zu bringen, wäre es schön, wenn sich Geldgeber für eine intensive Forschungsarbeit, für eine Buch-Dokumentation und für je einen Vier-Minuten-Film pro Synagoge fänden.“

Die Ausstellung „Zerstörte Synagogen — Fragmente und Rekonstruktionen“ im Jüdischen Museum wird am Mittwoch, 19. Juni, um 18 Uhr in der Börnegalerie, im Museum Judengasse, Kurt-Schumacher-Straße 10, eröffnet. Bis 15. September ist sie dann dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr und mittwochs bis 20 Uhr zu besichtigen. Außer den Computer-Rekonstruktionen werden darin auch Fundstücke der Börneplatz-Synagoge, die bei den Ausgrabungen am Börneplatz gefunden wurden, ausgestellt.

Neuer Stadtteil im Film zu sehen

Daß Computersimulation als „demokratische Wissensvermittlung“ angewandt werden kann, wie der Bensheimer Architekt Manfred Koob meint, zeigt die Visualisierung des preisgekrönten Entwurfs von Peter Eisenman zum Rebstockgelände. Den Auftrag hierfür erhielt sein Büro durch die Rebstockprojektgesellschaft Frankfurt. In einem derzeit noch nicht öffentlich zugänglichen Sechs-Minuten-Film können sich die Frankfurter Bürger künftig anschauen, was da im Westen ihrer Stadt entstehen soll: ein neuer Stadtteil auf einem 27 Hektar großen Gelände für 10000 Menschen, die dort arbeiten und/oder wohnen werden. Gebäude für Gebäude, teilweise mit der Kulisse der Frankfurter City im Hintergrund, haben Koob und seine Mitarbeiter den Entwurf des amerikanischen Architekten auf dem Computerschirm sichtbar gemacht. Grundlage hierfür war der Bebauungsplan, den das Büro Albert Speer und Partner im Auftrag der Stadt auf der Grundlage des Entwurfs von Peter Eisenman ausgearbeitet hat. Im Film wird für den Betrachter die Regelmäßigkeit der Gebäudegruppen sichtbar, die auf den ersten Blick so wirken, als verweigerten sie sich jeder regelmäßigen geometrischen Form. fra

Dreidimensionale Weltsprache

Wie Computer Fakten, Zahlen und Linien sichtbar machen

Faszinierend findet der Bensheimer Architekt Manfred Koob an der Visualisierung architektonischer Projekte am Computer, daß es „eine leichtere, demokratischere Wissensvermittlung als die gewohnte ist“. Fakten, die sich in Büchern, Zahlen und Linien nur in Architektenköpfen zu einem fertigen Gebilde formen, blieben für die meisten Menschen abstrakte Information. „Die Visualisierung ist ein einfacherer Zugang, eine Möglichkeit, (historisches) Wissen oder einfach einen Entwurf für einen Neubau so aufzuarbeiten, daß es von jedem verstanden wird: Die Dreidimensionalität ist eine Weltsprache.“

Das Modewort von der „virtuellen Realität“ erbost Koob beinahe: „Das ist doch ein Begriff wie ‚eckiger Kreis‘. Entweder es ist Realität oder es ist Virtualität (mögliche, scheinbare Realität *die Red.*).“ Koob selbst spricht lieber von Virtualität: „Das ist für mich eine Art Bewußtseinsveränderung mit technischen Mitteln: Der Computer ermöglicht einen Einblick in Dinge, die ich vorher nicht wahrnehmen konnte, die aber in irgendeiner Form vorher schon existent waren, wenn auch nur im Kopf. Diese Vorstellung können wir mit dem Rechner sichtbar machen.“

Der einfachen visuellen Vermittlung von noch nicht oder nicht mehr vorhandenen Gebäuden per Computersimulation gesellt sich laut Koob in der Architektur derzeit eine zweite, höchst aufregende Möglichkeit hinzu: „Ich kann mit dem Rechner Räume erzeugen, die in keinem anderen Medium möglich sind. Räume zum Beispiel, die an keine Schwerkraft gebunden sind.“

Seit Mitte der 70er Jahre, als es zum ersten Mal möglich war, eine Grafik mit Hilfe eines Rechners zu zeigen, spielten Architekten mit dem Gedanken, den Computer für ihre Entwürfe zu benutzen. Anwendungsfähig, so Koob, sei die Visualisierung dann schon Anfang der 80er Jahre gewesen, „aber in der Praxis war es für ein normales Architektur-Büro viel zu teuer. 1980 kostete die Erzeugung eines einzigen Bildes Zehntausende von Dollar.“ Gleichwohl arbeitet Koob selbst seit 1980 mit dem Rechner. 1984/85 sei dann der große Sprung in Richtung „leistungsfähiger Maschinen für jedermann“ gekommen. Doch auch die hätten noch eine halbe Million Mark gekostet. Erst seit Anfang der 90er Jahre seien die Preise so gefallen, daß „sich jeder so eine Maschine leisten kann“. fra